

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die vom Rauhen Grund.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Stark schritt Ete aus. Bald war sie ihm außer Gesicht. Nun verlangsamte sich ihr Gang, aber peinvoll suchten all die Eindrücke noch einmal durch sie hin: der Aufschrei des Tieres, sein Blick voll Todesfurcht. Alle Qual der Kreatur, die das Leben grausam niederhebt, hatte in diesem erschütternden Blick gestanden.

Ete hatte noch nie ein Reh verenden sehen. Stets war ihr bisher bei ihrer sicheren Hand die Beute im Feuer zusammengebrochen. Ohne langes Leiden, wie vom Blitz gefällt. Aber das heut' war schrecklich! Nie wieder wollte sie das sehen. Sie fühlte, ihre Hand würde zittern, im Erinnern daran — jedesmal, wenn sie wieder die Büchse an die Wange legen wollte. Und Ete von Selbach, die, ohne je darüber nachzudenken, seit ihren Kindertagen die Ausübung der Jagd als etwas ganz Selbstverständliches betrachtete, empfand es in dieser Stunde zum ersten Male: Das Weidwerk war etwas Rauhes — Unweibliches. Da entstand ein Entschluß in ihr, und sie wußte, es war keine Augenblicksstimmung: nie wieder würde sie ein Gewehr zur Hand nehmen.

Aber auch mit diesem Entschluß kam das Treiben ihrer aufgestörten Gedanken noch nicht zur Ruhe. Anderes drängte heran, mit derselben unabweislichen Gewalt.

Wie er ausgesehen hatte! Und der Ton seiner Stimme! Trotz all der Kälte — er hatte ihr das Herz erzittern gemacht. Sie fühlte: dahinter barg sich ein schweres Leid. Ein Leid, das er trug um sie.

Da quoll es heiß und weh in ihr auf. Eine große Weichheit, in der sich ihr ganzes Wesen wohltätig löste, nach der künstlichen Erstarrung, in die sie sich selber gewaltsam getrieben hatte. Sie wurde sehend für all das Leid, das um sie herum war. Nicht sie allein trug bloß. Waren sie nicht alle, alle leidbeschwert, die um sie her waren, deren Pfade das Leben mit dem ihren sich hatte kreuzen lassen, in unheilbringender Berührung? Gerhard Bertich, der nun einsam seinen Weg weitergehen mußte —, aber auch ihr Mann daheim, der vergeblich die Hände nach ihr ausstreckte, den es froh an ihrer Seite?

Und in dieser Stunde der Weichheit rang sich in Ete von Selbach ein ehrliches Wollen empor. Konnte sie Eberhard sein letztes Sehnen auch nie erfüllen, so wollte sie ihm doch Güte bezeigen, Wärme um ihn verbreiten. Da trat ein stilles, klares Leuchten in ihren Blick, und stand noch darin, als sie dann wieder heimkehrte ins Adlige Haus.

Was bisher noch nie geschehen war in ihrer Ehe — sie suchte ihren Mann in seinem Zimmer auf. Eberhard von Selbach saß an seinem Schreibtisch. Nun sah er auf, wohl etwas verwundert, aber ein gleichgültiges Hinbliden.

Doch sie trat zu ihm. Ihre Hand legte sich auf seine Schulter.

„Eberhard —“ es klang eine weiche Güte aus ihrer Stimme — „ich weiß, ich habe manches an dir gutzumachen. Aber noch ist es ja Zeit. Und ich habe den besten Willen.“

Er antwortete nicht gleich. Seine Rechte machte eine matte Bewegung zu ihr hin, aber blieb dann doch auf der Platte des Schreibtisches liegen. So sagte er endlich:

„Ich danke dir, Ete — du bist sehr gut.“

Jedoch man hörte es den Worten an, wie er sie sich abzwang.

Da stieg ihr ein leises Rot in die Wangen. Schweigend trat sie von ihm zurück und verließ das Zimmer.

Schwer ging sein Atem durch die Stille um ihn her. Dann stützte er den Kopf in beide Hände. So sann er lange vor sich hin, das Antlitz vergraben.

Endlich sah er wieder auf. Bläß, mit tief aufgewühlten Zügen. Zu spät! Er kam nicht mehr los von dem süßen Gift, nach dem er gegriffen, um sich das Gefühl seiner Einsamkeit zu betäuben. Nun fraß es ihm tief im Blut. Und würde weiter fressen, unerfülllich. Seinen Frieden und den seines Hauses, bis alles zerstört war.

Er sah es kommen — klar bis zum letzten — in dieser Stunde. Dumpf hörte er es über seinem Haupte rauschen. Die dunkeln Schwingen des Schicksals, die ihn schon streiften. Da war kein Entrinnen mehr.

Und ein Mitleid beschlich ihn mit der Frau, die eben still von ihm gegangen war. Ihren wunden Stolz zu verbergen. Arme Ete! Warum hatte sie den Weg zu ihm nicht eher gefunden?

*

Die Monde kamen und gingen. In ihrem Wechsel schritt das große Werk im Rauhen Grunde vorwärts, unaufhaltbar. Schon wuchs die Sperrmauer empor, quer über das Tal hin. Ein ungeheurer Steinwall von erdrückender Wucht; wie von Zyklopen gefügt. Und man vermeinte das ungebärdige Dröhnen und Schnaufen ihrer Arbeit zu vernehmen.

Dampf trachten die Sprengschüsse von den fernen Steinbrüchen her und warfen rollende Donner von der Bergwand zurück. Schril kreischend surrten die Kabel, an denen, hoch durch die Luft, in ununterbrochenem Kreisen die Wagen der Seilbahn glitten und über die Baugrube ihre Steinlasten mit ohrenbetäubendem Prasseln fallen ließen. Lokomotiven gestellen und schleppten keuchend endlose Wagenzüge mit Sand fort. Gewaltige, haus hohe Laufkräne, stählerne Ungeräte mit seltsamen Greifarmen und Klauen, schoben sich hier- und dorthin, packten und schwenkten kolossale Blöcke herum, als wär's ein Kinderspielzeug.

So wuchs und wuchs die Sperrmauer empor. Nicht lange mehr, und sie würde ihre Bestimmung erfüllen. Einmal noch würde sich der Ring des Jahres schließen. Wenn es dann wieder Lenz wurde, kamen die Wasser und taten ihr Werk der Vernichtung. Schon warf es seine Schatten über das Tal.

Das große Sterben hatte bereits den Wald ergriffen. Hoch hinauf an den umschließenden Bergwänden würden ja die Fluten steigen. Da mußte jetzt der Baumbestand in diesem Uebersflutungsgürtel fallen.

Auch der Waldbesitz des Abligen Hauses war hiervon betroffen. Als Henner von Grund das erste Anschreiben der Talsperrengesellschaft in dieser Angelegenheit bekam, brandete es noch einmal in ihm auf. Ein letzter Ausbruch seiner vulkanischen Natur. Sein Wald — das war, als gänge es ihm selber ans Leben. Er raste in furchtbarem Grimm, lehnte jede Verhandlung in der Sache ab und drohte: wer seinen Wald auch nur zu betreten wagte, den würde er niederschleßen wie einen tollen Hund! Man mußte so das Enteignungsverfahren gegen ihn einleiten. Aber auch hier trieb er den Widerstand bis zum Äußersten. Doch als es endlich kam, wie es mußte, und ihm auf behördliche Verfügung das Besitzrecht an dem betroffenen Waldteil entzogen wurde gegen eine angemessene Entschädigung, da brach Henner von Grund völlig zusammen. Nun mochten sie machen, was sie wollten — ihm war alles gleich!

Aber als dann eines Tages ein seltsamer, dumpf hallender Ton von fernher durchs offene Fenster des Abligen Hauses scholl, hob der in sich zusammengefunkene Mann im Lehnstuhl doch lauschend das graue Haupt. Das war die Holzart, die da oben ihr Mordwerk begann. In seinem Walde. Und er zuckte zusammen, als träfe der Schlag ihn selber ins Mark.

Seitdem sah Henner von Grund so Tag für Tag so bei offenem Fenster und horchte hinaus, wie sein Wald starb. Und von Tag zu Tag verfiel sein mächtiger Körper mehr. Ein hilfloser, alter Mann, eine Menschenruine, lag da nur noch im Sessel. Ohne Zeichen von Teilnahme an seiner Umgebung.

Nur in seinen Augen, tief eingesunken unter den buschigen Brauen, stand etwas, das schmiß Eke ins Herz, wenn sie ihn so still vor sich hinbrüten sah. Sie fühlte sich dem Onkel nahe wie nie in ihrem Leben. Aber wenn sie zu ihm trat und sanft hinschrieb über seine abgefallene Rechte, vor deren Gewalttätigkeit sie einst gezittert hatte, dann fuhr er auf in alter Barschheit.

So ging der Sommer hin. Doch eines Tages verstummte das dumpfe Hallen droben vom Walde her. Vergebens hob Henner von Grund den Kopf. Alles blieb still. Da lief ihm ein leises Zittern von den Mundwinkeln aus durch den langen, grauen Bart. Tief sank er ihm zur Brust. Nun war es geschehen!

Diesen ganzen Tag hindurch war der Herr vom Abligen Hause für niemanden zu sehen. Auch Eke ließ er nicht vor sich. Um so mehr überraschte sie am späten Nachmittag ein geräuschvolles Treiben auf dem Hofe. Sie sah hinaus. Kallmann hatte den Bärschwagen aus der Kamise gezogen und spannte ein. Sie öffnete das Fenster:

„Will mein Mann denn ausfahren?“

„Nein, aber der alte Herr haben befohlen.“

„Wie — mein Onkel?“

Berwundert blickte Eke eine Weile vor sich hin. Dann ging sie zur Tür. Sie wollte doch noch einmal hinüber zu des Oheims Zimmer. Aber schon in der Halle kam er ihr entgegen, fertig zum Ausfahren, in seinem Jagdanzug. Seit mehr denn Jahresfrist hatte sie ihn nicht mehr so gesehen, und eine Besorgnis befiel sie.

„Willst du wirklich allein hinaus, Onkel? Soll dich nicht lieber Eberhard begleiten? Oder ich, wenn es dir recht ist?“

„Ach was — Unsinn! Ich bin doch noch nicht solch Jammergestell.“

Bornig reckte sich Henner von Grund auf. Aber die Zoppe hing ihm schlotterig um den eingefallenen Leib.

Wie Eke noch zögernd stand, kam aus dem dunkeln Winkel unter dem Altan, seinem Lieblingsplatz, Tell hervor. Als er den Herrn in dem wohlbekannten grünen Jagdrock sah, lief er schweisedelnd herzu und rieb den Kopf an seinem Knie.

Henner von Grund blickte zu ihm hinab.

„Denkst wohl, es soll wieder hinausgehen — wie früher? Was?“

Bestiger schlug der Hund mit der Rute und winselte voll Eifer. Da slog ein sonderbarer, wehmütiger Schein über Henner von Grund's finstere Antlitz. Seine Rechte griff nieder und tätschelte dem Tier den Kopf.

„Nein, mein Alter — das ist vorbei.“

Eke blickte überrascht. Noch nie, so lange sie denken konnte, hatte sie das je gesehen, daß der Onkel den Hund liebte.

Auch Tell brachte die Bärtlichkeit des stets gestrengen Herrn ganz außer Fassung. So ungestim sprang er plötzlich an diesem hoch, daß er wankte. Doch da fuhr der alte, wohlbekannte Bornblitz unter den grauen Brauenbüscheln hervor.

„Paß dich du Dummel — down!“

Wie niedergeschmettert duckte sich der Hund zu Boden, ganz regungslos. Nur die Augen folgten bekümmert dem ungnädigen Gebieter, der jetzt, ohne einen Blick für ihn, mit wieder finstern Gesicht zum Ausgang schritt. Auch Eke bekam keinen Gruß mehr. So trat sie nur ans Fenster und sah, wie der Oheim mühsam auf den Wagen stieg. Wie war ihr seine Gebrechlichkeit stärker aufgefallen. Da wuchs die geheime Sorge in ihr.

Der Rutscher aber sah jetzt fragend zu dem Herrn zurück.

„Ins Revier!“

Barsch kam der Befehl. Mit einem Ruck zogen die schon ungeduldigen Pferde an. Und nun griffen sie weit aus vor dem leichten Wagen auf der ebenen Chaussee.

Da sandte Henner von Grund seinen Blick aus, hinüber zu den Bergwänden, die den weiten Grund rings säumten. Etwas Mergliches, Gespanntes lag in diesem Blick, und nun zuckte sein Auge zusammen. Rahl, bis fast zum Drittel hinauf lagen überall die Hänge, die vordem dichtes Waldgrün bedeckte, solange ein Menschenfuß hier wandelte über die Erde des Rauhen Grund's.

Rasch schloß Henner von Grund die Augen. Fest preßten sich seine Lippen unter dem bebenden Bart zusammen.

Als er wieder aufschah, waren sie ein gut Stück weiter das Tal hinab. Drunten, wo der Fluß austrat, wurde jetzt auf der Höhe ein merkwürdig großes Gerüst sichtbar. Dunkel ragte es empor mit weit ausgestrecktem Arm.

Henner's Eichenstock tippte dem Rutscher gegen die Schulter.

„Was ist das — da vorn?“

„Ein Hebemast von der Sperrmauer, gnäd'ger Herr.“

Grimmig fuhr es über Henner's Stirn.

„Wie ein Galgen. Daran sollte man all die Kerls hängen — den Vertsch vornweg!“

Und weiter ging die Fahrt. Still lag der weite Grund. Nur hin und wieder ein rollender Donner. Sprengschüsse aus den Steinbrüchen drüben. Oder das gellende Aufschreiben der Lokomotiven der Feldbahnen, die kreuz und quer ihre weißen Dampfspuren an den dunkeln Berghängen entlang zogen.

Unwillig wandte Henner von Grund den Kopf. Aber da fiel sein Auge auf den Rain längs der Chaussee. Erst jetzt sah er es ja: wo bisher die schattenspendenden Birschbäume gestanden, erhob sich nur noch eine lange Reihe niederer Stümpfe aus dem Boden. Traurige Stummel. Die Bäume alle schon abgehauen. Frucht würden sie doch nicht mehr tragen, wenn die Wasser über ihnen waren, so hatte man sie wenigstens noch als Brennholz genützt.

„Abbiegen — rechts, den Feldweg hinauf!“

Rauh befahl es Henner, und alsbald trabten die Pferde auf dem weichen Sandboden dahin. Rechts und links dehnten sich Acker. Aber brach, unbestellt. Wozu sich auch mühen? Man hatte ja seine Abfindung schon erhalten, nur mochte der Acker verkommen. Im nächsten Jahre war er doch schon verschlammter Seeboden, für immer abgeschieden von dem befruchtenden Sonnenlicht.

Nur auf einem Feldstück ging noch ein Pflug. Einsam arbeitete hier ein alter Mann als einziger in der weiten Flur. Däster hing Henner's Blick an dem Acker. Einmal würde hier noch die Saat keimen, dann nimmermehr. Und er mußte all der Menschengeschlechter denken, die über diesen Boden hinterm Pflug gegangen waren, im Schweiß ihres Angesichts. In Pflügen und Säen, in Mähen und Ernten waren ihre Erdentage hingegangen, einer nach dem andern waren sie in den dunkeln Schoß der Erde zurückgekehrt, aber stets hatte dieser Boden wieder dem Sohn und Enkel sein täglich Brot gegeben, in Treuen; in allem Wechsel der Zeiten. Und nun schritt hier der letzte ihres Geschlechts über die Scholle der Väter — wo würde der einmal sein müdes Haupt zur Ruhe legen?

(Fortsetzung folgt.)

Bruno Hochmuts Verhängnis.

Eine heitere Geschichte von Georg Müller-Seim.

Bruno Hochmut war in meinem Elternhause Freitischler. Das bedeutete, daß er, eins von den neun Kindern eines Kantors in der Umgegend, nicht genug Unterhalt von seinem Vater bekam, um sich selbst beköstigen zu können. Der lang aufgeschossene, linksch-höfliche junge Mann hatte sich durch das ganze Gymnasium bis zur Oberprima schlecht und recht hindurchgeschunden. Nicht wissenschaftlich — er war der Zweite —, aber wirtschaftlich; wie er mit seinen paar Mark väterlichen Zuschusses auskam, war eigentlich ein Wunder. Als Famulus der Schulbibliothek war er freilich im Besitze einer Freistelle; er hatte kein Schulgeld zu bezahlen. Außerdem gab er dreien meiner Kameraden in Untertertia Privatstunden. Davon beglich er seine Wohnung, ein armseliges Stübchen bei einer Lehrerswitwe im Dachgeschoß.

Zum köstlichen Abendbrot langten seine paar Groschen gerade noch, aber mit dem Mittagessen wäre es schlimm bestellt gewesen, wenn ihm der Rektor nicht Freitische verschafft hätte. An jedem Montag sah er selbst ihn zu Gast, Dienstags als Bruno bei Amtsrichters, Mittwochs in der Familie des Musikdirektors, der einst gemeinsam mit Kantor Hochmut das Konservatorium besucht hatte, Donnerstags ging zum Konrektor, dem Verwalter der Schulbibliothek, den Freitag hatte sich Frau Kerstner gewählt, eine Kammerratswitwe, die sich durch Wohltätigkeit einen Platz in der sonst semitaufwendlich geführten Gesellschaft der kleinen Stadt erworben hatte, und Sonnabends, wo wegen des an diesem Tage üblichen Reinemachens kein Freitisch zu finden gewesen war, hatten sich meine Eltern hierzu erbotten. Das ging auch sehr gut; denn der Vater, der Sonnabends seine Predigt memorierte, wünschte ein für allemal an diesem Tage ein kräftiges Essen; die wöchentliche „Sintflut“, wie sie mein Bruder, der Obersekundaner immer nannte, war bei uns auf Dienstag verlegt worden.

Der Freitischler verursachte uns wenig Beschwerden. Pünktlich viertel nach zwölf erschien er, machte seine verlegenen Bewegungen, schob dreimal seine Brille mit den Messingbügel zu recht, saß und aß artig, sprach nur, wenn er gefragt wurde, und verabschiedete sich sogleich, nachdem der Vater hinter dem Dankgebet „Mahlzeit!“ gesagt hatte, mit festem Händedruck.

Wir Jungen fühlten ein Nähn in der Brust mit Bruno Hochmut, der die wandelnde Denuit war. So jeden Tag wo anders bei fremden Leuten essen, bei Gott, das hätte uns nicht gepaßt. Und es wäre gar nicht nötig gewesen, daß der gute Vater uns ab und zu ins Gewissen redete: „Ja, Kinder, dankt Gott, daß Ihr die Beine unter Eurer Eltern gedeckten Tisch stecken könnt! Ihr habt daran kein Verdienst. Aber Ihr sollt Euch durch Bravheit und Fleiß dessen würdig zeigen!“ Wir hatten uns dies bereits selbst schon hundertmal heimlich gesagt und auch danach gehandelt. So wirkte Bruno Hochmut unbewußt geradezu als Erzieher.

Er kam gern zu uns. Nicht nur, weil es bei unserer Mutter, einer ausgezeichneten Köchin, immer etwas Kräftiges zu essen gab, sondern, ich glaube, besonders deshalb, weil meine Eltern und wir Jungen wetteiferten, ihn wie ein Familienglied zu betrachten. Er wurde nie ausgefragt. Vater, mit seinem reichen Wissen und seinem götigen Wesen, schlug bei Tisch irgendein festes Thema an, — er liebte angeregte Tischgespräche —, wir warfen ein paar interessante Fragen dazwischen, Mutter mit ihrem feinen Sinn für Humor sorgte mitunter für ein herzliches Lachen, und wenn das Thema zu einem alle befrühigenden Schluß geführt worden war, war dann gewöhnlich auch die Mahlzeit zu Ende.

Der Sonntag war für Bruno Hochmut der glücklichste Tag der Woche; jeden Sonnabend nachmittags machte er sich auf die Strümpfe, um seine Eltern zu besuchen. Da fuhr er nicht etwa mit der Sekundärbahn, sondern er lief die knapp drei Wegstunden bei Wind und Wetter, auch wenn ihm unsere Mutter ab und zu das Reisegeld durch uns Jungen zustecken ließ. Das sparte er sich lieber.

Es war wieder einmal Freitag abend und die Frage wurde erörtert, was wir morgen zu Mittag essen wollten. Ich als fürs Leben gern Rindfleisch mit Gräupchen. Mein Vorschlag ging durch, und Mutter versprach ihrem Resthäkchen, auch noch Blumentohl an die Gräupchen zu tun.

Am nächsten Tag pünktlich viertel nach 12 Uhr stellte sich unser Tischgast ein. Wir setzten uns zu Tisch, während die Mutter noch mit den letzten Zurüstungen in der Küche beschäftigt war. Mir fiel eine sonderbare Unruhe in Brunos Wesen auf. Seine Augen, die er sonst so fest auf den richtete, der mit ihm sprach, irten beständig zur Tür, durch die jeden Augenblick Minna mit dem Servierbrett erscheinen mußte. Auch rückte er verdächtig oft an seiner Brille. Selbst meinem Vater entging diese Veränderung in Brunos Wesen nicht und er meinte:

„Sie wollen gewiß gleich nach Tisch Ihren Marsch ins Elternhaus antreten. Nun, wir werden sofort mit dem Essen beginnen.“

Und schon hörte man den festen Tritt Minnas auf dem Vorsaal. Jetzt öffnete sich die Tür, Brunos Augen weiteten sich hinter der Brille. Mit Blicken ängstlicher Spannung verfolgte er Minnas

Bewegungen am Türschwellen, so daß er sogar die Begrüßung meiner Mutter vergaß.

Butterrot stammelte er seine Entschuldigung; er war entschieden nicht bei der Sache. Nun begann das Essen. Mutter teilte aus, und Bruno bekam, wie üblich, die besten Bissen.

„Ach, bitte, nicht so viel, Frau Pfarrer!“
Wir horchten auf. Das war neu an Bruno. Er hatte zu Mutter's Freude immer einen tüchtigen Appetit.

„Na nu, Bruno; einen Korb geben Sie mir? Sie essen doch Rindfleisch mit Gräupchen gern, wie ich weiß.“

„Ja, Frau Pfarrer!“ Er zückte den Löffel; so hat Mucius Scävola seine Rechte ins Feuer gelegt.

Vater schlug ein Thema an, das uns alle interessieren mußte: Die Berufswahl der Abiturienten.

„Von meinen Söhnen werde ich, wie mir scheint, keinen in meinen Fußstapfen schreiten sehen. Man soll niemanden zu einem Berufe zwingen. Aber von Ihnen freut's mich doch, lieber Bruno, daß ich einmal einen Kollegen an Ihnen bekomme.“

Bruno war sonst über solches Lob wohl der Glückseligste aller Menschen gewesen; heute schlug nichts bei ihm an. Er stammelte sein „Sehr gültig, Herr Pfarrer!“, aber das war eine Floskel; sein Herz hatte das nicht gesprochen.

Nun fiel es mir mit einem Male auf, daß Brunos Teller gar nicht leer wurde. Er machte zwar die Bewegung des Essens, aber der Löffel kam immer wieder gefüllt vom Tische zurück; nur der Blumentohl verschwand allmählich.

Bruno war entweder krank oder er hatte einen Kummer. Er dauerte mich; er gab sich alle Mühe, dem Essen meiner Mutter, die er, wie ich wußte, geradezu kindlich liebte, Ehre anzutun. Aber es ging einfach nicht. Ich wollte ihm helfen und grübelte eben, wie das anzustellen sei, da klang die Stimme meiner Mutter:

„Mein, lieber Bruno, Sie zwingen sich heute, und das sollen Sie nicht. Ich habe auch schon Gerichte, auf die man sich immer freut hatte, plötzlich nicht mehr mögen.“ Die gute Mutter, dachte ich, das war eine glatte Notlüge, um Bruno aus seiner unergütlichen Lage zu helfen.

Sie klingelte der Minna und frag ihr auf, die kalte Platte und Butter und Käse zu bringen. Dankbarer hat noch kein Mensch den anderen angesehen wie Bruno unsere Mutter bei diesen Worten.

Mit einem herzerfreuenden Appetit ging er an den Kalbsbratenausschnitt und den Omelet. Inzwischen spann der Vater sein Thema fort. Auf einmal wurde er von der Mutter — was sie sonst nie tat — unterbrochen. Es ließ ihr keine Ruhe; sie wollte wissen, was mit Bruno los war. Ihr grübelnder Sinn hatte sie auf eine Spur gebracht. Ganz diplomatisch ging sie zu Werke.

„Sagen Sie, lieber Bruno, was gab's denn am Sonntag bei Muttern zu essen?“

„Rindfleisch,“ kam prompt die Antwort, als hätte sich Bruno die ganze Woche nichts anderes zu merken gehabt als dies.

„Und dazu?“

„Gräupchen!“

„Und bei Rektors am Montag?“

„Reis.“

„Mit Rindfleisch dazu. Nicht wahr?“

„Ja.“

„Und bei Amtsrichters?“

„Dasselbe.“

„Und wohl auch bei Musikdirektors?“

„Nein; Gräupchen dazu.“

Jetzt war es meine Mutter, die immer röter wurde. Bruno aber rückte vor jeder Antwort dreimal an seiner Brille. Wir Jungens hatten vor Schreck mit Essen aufgehört. Der Vater aber nicht bedächtig, ein Zeichen, daß er angestrengt nachdachte.

„Und bei Konrektors?“ inquirierte mit einem halb neugierigen, halb ängstlichen Ton die Mutter weiter.

„Rindfleisch mit Gräupchen,“ kam zögernd die Antwort.

„Und — gestern?“ Ganz aufgeregte klang die Frage.

Bruno wollte lächeln, aber es wurde nur der Anflug zu einer Grimasse; dann sagte er treuherzig:

„Auch!“

Die Mutter schaute den Vater an und wir Brüder uns gegenseitig, „Dommerwetter!“ dachten wir, „der arme Kerl!“ die Eltern.

Dieses Geständnis unseres braven Freitischlers hatte zwei Folgen: Ich mußte jeden Freitag nachmittags Bruno in der Schule fragen, was er in der Woche noch nicht gegessen habe. Und zum anderen: Wir beiden Brüder „büßelten“ von Stund an, daß Lehrer und Eltern staunten. Und wir wurden unheimlich brav. Wie danken wir's den guten Eltern, daß wir nicht als Freitischler unterzugehen brauchten.

Acht Jahre später waren wir alle bei Bruno Hochmuts Hochzeit. Es war eine fröhliche Feier. Aber an lustigsten wurde es doch, als der Vater, der das junge Paar getraut hatte, seine joviale Tischrede schloß:

„Und darum, holde, junge Frau, hätten Sie sich vor — Rindfleisch mit Gräupchen!“

Heute steht Bruno Hochmut schon seit Monaten als Divisionspfarrer im Felde. Sein Landesfürst hat ihn eigenhändig die Tapferkeitsmedaille „wegen unerschrockener Seelsorgedienste in vorderster Linie“ an die Brust neben das goldene Kreuz, das Abzeichen seiner Würde, geheftet. Das Verhängnis seiner Jugend

verfolgte ihn aber selbst bis in die Argonen. Denn in den Konserven der Beeresverwaltung, die man ihm als leibliche Nahrung vorsetzt, findet er in fünfzehnjährig von hundert Fällen: — — Rindfleisch mit Gräupchen.

Vermischtes.

* Phantasiemoden im französischen Heer. Die französische Uniform ist im Laufe des Weltkrieges zu einer „Multi-form“ geworden. Die Durchbrechung des Vorschriftenmäßigen begann bei den Stiefeln und zwar bereits in den ersten Kriegstagen im Juli 1914; die Reservisten stürzten sich damals in die nächsten Schuhhandlungen und kauften, was ihnen unter die Hände kam, und so sah man Leute ins Feld rücken, die in eleganten Damenstiefeln einhermarschierten. Dann kam die Mode der Wickelgamaschen auf, die eigentlich auf die Offiziere beschränkt bleiben sollte; man ließ sie sich in allen möglichen Farben herstellen, trug blaue oder schwarze und ganz dann, als die Zusammenarbeit mit den Engländern begann, zur Verwendung von Kattunmaschen über. Natürlich konnte man nun aber die von der Intendantur gelieferten langen Beinkleider nicht mehr tragen, weil sie zu heiß waren, und so schnitt man sie teilweise zu einer kurzen Reithose ab, ohne daß die unentwegten Anhänger des langen Beinkleides gleichzeitig veranlaßt wurden, ebenfalls Wickelgamaschen in Gebrauch zu nehmen. Inzwischen hatte sich die unten begonnene Revolution in die höheren Schichten fortgesetzt und feierte in der Verwendung des zum roten Käppi gelieferten blauen Ueberzuges wahre Orgien. Der eine befestigte den Schutzüberzug in vorschrittsmäßiger Weise am Rande der Kopfbedeckung, der zweite zerrte ihn über den Schirm hinweg, Dritte ließen sich endlich Exträüberzüge aus Wachsteinwoll herstellen. Als das geduldet wurde, gerieten die zahmsten Geister in phantastische Wallungen: man ließ sich auf den Uniformrock teils elegante, teils bequeme Taschen anhängen; der größte Teil der Offiziere vertauschte den Waffenrock mit der „Barett“, der Litenka, während junge Leutnants im langen Rock des einfachen Soldaten an die Front gingen. Im Oktober wurden dann himmelblaue Stoffe eingeführt, die aber bald neutraler umgefärbt wurden, da man behauptete, himmelblau sei in der Nacht zu weit sichtbar. Damit war die Zahl der Neuerungen und Veränderungen jedoch noch lange nicht erschöpft: je nach dem Regiment hatte man am Rock eine oder zwei Knopfreihen; mancher Oberst fand es praktisch, Lederklappen für die Paronentaschen einzuführen, ein Regimentskommandeur bestimmte, daß seine Leute keine Kragen zu tragen hätten, der andere trat für Klappkragen ein. Mangel an Eleganz wurde Trumpf. Später schien allmählich der einreihige Rock mit Klappkragen durchzudringen, eine Einheitslichkeit besteht aber heute noch nicht. Bei Anbruch des Winters fand das Himmelblau im grünen oder gelbgrauen Samt einen gefährlichen Nebenbuhler. Die Leute, die in den Depots ihre Ausbildung genossen, wurden fast allgemein damit bekleidet, während die hinter der Front befindlichen alten Mannschaften „aus besonderer Gefälligkeit“ beinahe austangierte blaue und rote Kleidungsstücke erhielten. Was den Mannschaften recht war, das war den Offizieren billig, und so ließen sich die einen auf ihre blauen Beinkleider die vom General Boulanger erfundenen schwarzen Streifen setzen, andere stimmten für den amüßlich eingeführten gelben Vaspel, eine Zeitlang erwärmten sie sich sogar für gelbe Spiegel nach deutschem Muster, die aber mit der Zeit wieder verschwanden. Am ausschweifendsten spielte die Phantasie mit den Hüten, und besonders waren es da die in der Garnison Paris verwendeten Hülfsoldaten und Generalstabssekretäre, die in abenteuerlichen Neuerungen schwelgten; da sah man marineblaue, himmelblaue, khalitabene Litenwen, lange und kurze, blaue und rote Beinkleider, blaue und rote Käppis, rote und weiße Blüße auf den Vorhöfen, die bei jungen Damen die Täuschungen erweckten, als hätten sie es mit einem leibhaftigen Flieger zu tun. „Kurz und gut,“ bemerkt der „Mercur de France“ dazu, „wir wohnen anscheinend der Geburt einer neuen Militärtucht bei.“

* Kriegsklaffen der Tiere. Von den geschickt angewendeten Kampfmitteln, deren sich die Tiere häufig zur Ueberlistung des Gegners bedienen, weiß die Perseveranza einige bezeichnende Beispiele mitzuteilen. Mit ganz besonders verschlagener Umsicht gehen die Wölfe zu Werke, um sich ihre Beute zu sichern. Wenn z. B. eine Herde nur von einem einzigen Hunde bewacht wird, so unternimmt ein einziger Wolf den Angriff. Aber das ist nur eine List, die den Wächter täuschen soll, der sich auch wirklich meist hinteres Licht führen läßt. Während sie miteinander kämpfen, kommen andere Wölfe herbeigelaufen, die die Schafe wegtragen. Der Wolf, der den Kampf begann, flieht im gegebenen Augenblick zu seinen Genossen, um mit ihnen die Beute zu teilen. Sehr sonderbar ist es, wie Wolf und Wölfin gemeinsam auf Raub ausgehen. Wenn sie ein geeignetes Opfer entdeckt haben, nähern sie sich ihm leise schleichend. Möglichst stürzt der Wolf auf die Beute los, versperrt ihr den Weg und zwingt sie auf diese Weise, nahe an dem Ort vorüber zu laufen, an dem die Wölfin wartet. Wenn also das von dem Wolf verfolgte Tier halb erschöpft dort anlangt, so folgt ihm die Wölfin mit frischen Kräften in schnellem Lauf auf der

Perse, während der Wolf sich ausruht und meist erst wieder herbeieilt, wenn es gilt, sich seinen Teil an der Beute zu sichern, die auf diese Art bis zur völligen Erschöpfung den Verfolgern unrettbar verfallen ist. . . Auch im Reiche der Wassertiere finden sich wirksame Kampfmittel, die dazu dienen, dem Gegner die Verfolgung zu erschweren oder einen Beutezug recht erfolgreich zu gestalten. Ueber eine richtig ausgebildete Schützenkunst verfügt z. B. der Logotes, der sich vom Golf von Bengalen bis nach Nord-Australien im Meer in der Nähe des Wiers findet und eine große Vorliebe für Landinsekten hat, die er geschickt erlegt. Wenn er eines in der Nähe erblickt, nähert er sich so gut er kann dem Lande, scheint einen Augenblick die Entfernung abzuschätzen und füllt sich mit Wasser. Dann spritzt er auf sein Opfer ein paar Tropfen Wasser. Das Insekt fällt herunter, wird in das Wasser herabgespült, wo es der gefräßige Schütze verzehrt. Es wird behauptet, daß der Logotes ein so sicherer Schütze ist, daß er selten sein Ziel verfehlt.

* Dreißig Milliarden Patentgebühren! Ein Mitarbeiter des „Michigan Magazine“ hat es unternommen, die Patentgebühren zu berechnen, die seit Einführung der Patente gezahlt worden sind; er hat dabei die Entdeckung gemacht, daß die Erfinder mit der Zeit den einzelnen Staaten rund 30 Milliarden Mark gezahlt haben! Bis jetzt sind annähernd 2 1/2 Millionen Patente erteilt worden, eine Million entfällt davon allein auf die Vereinigten Staaten, und so markiert Amerika natürlich auch an der Spitze der Patentgebührensache; es hat bisher zum Schutz der Erzeugnisse seines Genies nicht weniger als 16 Milliarden Mark aufgewendet; an zweiter Stelle erscheint Deutschland, an dritter Frankreich, an vierter England, an fünfter Oesterreich-Ungarn, an sechster Italien, an siebenter das lateinische Amerika, an achter Spanien und Portugal, an neunter Rußland. Allerdings haben die Patentgebühren nur in den wenigsten Fällen ergiebige Zinsen getragen; aus einem Vergleich der Patentkosten mit den aus dem Patent erzielten Einnahmen ergibt sich die Tatsache, daß die Einnahmen der Erfinder aus ihren Patenten nur zwei Drittel der von ihnen aufgewendeten Gebühren betragen.

Büchertisch.

— Ludwig Ganghofer, Die Truhe von Truhberg. Eine Geschichte aus anno Domini 1445. (Grote'sche Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller, Band 123.) Gebunden 4 Mk., gebunden 5 Mk. — Ludwig Ganghofers glänzende Erzählerkunst verreibt im frischen Sturm jede Erinnerung an einen verstaubten historischen Roman, obwohl sie in ferne Zeiten, in die Mitte des 15. Jahrhunderts führt. Diese Zeit erleuchtet so lebendig und naturfrisch vor unserem inneren Auge, daß die alte Vergangenheit zu köstlicher Gegenwart wird. Der Dichter hat seinem stimmungs- und bilderreichen Buche den Sinn untergelegt, daß ein rechter, fester Wille alles vermag und selbst über den mächtigsten Feind obzigt, und erweist dies, indem in einer von allen Seiten belagerten Burg den bedrohten Insassen in einem geringen, verachteten Knechte, der von dem rechten, heiligen Willen befehlet ist, der Bringer des Heiles und der Rettung erleuchtet. Das ist ohne jede lehrhafte Art, in reiner dichterischer Darstellung, mit prächtigen Humor und reicher Weltweisheit gestaltet.

— Weihnachten 1915. Eine Festgabe des „Daheim“ für unsere Krieger. Verlag von Welhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. — Einige anziehende Erzählungen, hochinteressante Schilderungen von Kriegsteilnehmern, persönliche Erlebnisse, wie jeder sie gerne liest, ein Aufsatz über die von unseren Truppen besetzten Landesteile in Belgien und Rußland und ein gemütvoller Bericht, wie im vorigen Jahre im Felde das Weihnachtsfest gefeiert wurde, machen den Inhalt des vorliegenden Festes. Dazu kommt dann eine ganze Flut von Bildern, die in ihrem bunten Farbenschmuck eine rechte Weihnachtsstimmung aufgehen lassen im Herzen.

Gleichung-Rätsel.

Du triffst mich meist, wo Kuchen,
Wo Bier es gibt und Wein.
Doch mich im Volk zu suchen,
Soll nimmer ratiam sein.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung der Skat-Aufgabe in voriger Nummer:
Abkürzungen: tr = Treff, p = Pique, c = Coeur, car = Carreau,
trB = Treff-Bube, pA = Pique-As, cD = Coeur-Dame usw.
Im Skat liegen tr7 und carZ. Mittelhand (M.): trB, pK, cZ, cK, cD, c9, c8, c7, carZ, carK. Hinterhand (H.) bekam die übrigen.
Gang des Spiels:
1. B. carA. M. car8. H. carB.
2. H. pD. B. pA. M. pB.
3. M. cK. H. cB. B. cA.
4. H. pK. B. pZ. M. trB.

Mittelhand macht jetzt alle übrigen Stiche, weil sie nur noch Coeur und Carreau hat. Vorhand ist also Schwarz geworden.